

ben sich als „menschlich“ qualifiziert und welche nicht: Wie lautet die Geschichte dieser Kategorie? An welchem Punkt dieser Geschichte stehen wir?

Wenn wir aber in diesem Kontext über richtige und falsche Handlungsverläufe entscheiden wollen, wäre es unerlässlich zu fragen: Welche Formen der Gemeinschaft wurden geschaffen, und im Rahmen welcher Gewalttätigkeiten und Ausschlüsse wurden sie geschaffen? Welche Mittel müssen wir denjenigen Menschen innerhalb der menschlichen Gemeinschaft zur Verfügung stellen, die bislang nicht als Teil des erkennbar „Menschlichen“ betrachtet werden? Dies ist die Aufgabe einer radikalen demokratischen Theorie und Praxis, mit dem Ziel, die Normen auszuweiten, um vormals geächteten Gemeinschaften lebensfähiges Leben zu ermöglichen.

Leben bedeutet, ein Leben politisch zu leben, in Beziehung zur Macht, in Beziehung zu anderen, in den Handlungen Verantwortung für eine kollektive Zukunft zu übernehmen. Jedoch heißt die Übernahme von Verantwortung für eine Zukunft nicht, ihre Richtung vollständig im Voraus zu kennen, da die Zukunft, insbesondere die Zukunft mit und für andere, eine bestimmte Offenheit und Unwissenheit erfordert. Und sie impliziert auch, dass ein gewisser Wettkampf stattfinden wird und muss. Er muss sein, damit Politik demokratisch wird. In der Demokratie wird nicht mit einer Stimme gesprochen, die Klänge sind dissonant, und dies ist notwendig. Demokratie ist kein vorhersehbarer Prozess, sie muss durchlebt werden, wie man durch eine Leidenschaft durchgehen muss. Es kann also sein, dass das Leben selbst aufgekündigt wird, wenn über den „richtigen“ Weg im Voraus entschieden wird, wenn wir vorschreiben, was für jeden richtig sein soll. Es mag sein, dass das „Richtige“ und „Gute“ darin besteht, offen gegenüber den Spannungen zu bleiben, unter denen die meisten unserer grundlegenden Kategorien stehen, die Unwissenheit im Kern unseres Wissens und unserer Bedürfnisse zu kennen sowie bei den Wettkämpfen, die wir miteinander ausfechten müssen, „Lebenszeichen“ zu erkennen.

Quelle: Butler, Judith (2002): Zwischen den Geschlechtern. Eine Kritik der Gendernormen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Heft B 33-34/2002, S. 6-8.

Männliche Geschlechtsidentität und Männerbewegung

Gerd Stecklina

... sei es gestattet, mich einer grundsätzlichen Problematik im Zusammenhang mit der Geschlechterfrage zuzuwenden, und mir die Frage zu stellen, warum Männer ihre eigene Geschlechtsrolle und geschlechtliche Identität bisher so selten zum forschungsleitenden Gegenstand wählen, sich einer kritischen Analyse der Rolle von Männern in Geschichte und Gegenwart nur selten stellen beziehungsweise eine positive Perspektive von Männlichkeit und individuellem Mannsein sozusagen „noch in den Kinderschuhen steckt“.

(1) Ich möchte mich dieser Fragestellung anhand der existierenden Literaturlage zu Männlichkeitsbildern sowie der Sozialisation von Jungen und Männern zuwenden, um

(2) darauf aufbauend in einem zweiten Schritt für die Entkoppelung von individuellem Mannsein und männlichen Strukturen in der Gesellschaft zu plädieren, die zugleich Jungen und Männern die Chance eröffnen kann, eine andere Sozialisation zu erleben und diese aktiv mitzugestalten.

1. ZUM ERSTEN PUNKT

Zur Sozialisation von Männern und der Konstruktion von Männlichkeit in der Moderne existiert inzwischen eine vielfältige englisch- und deutschsprachige Literaturlage. Seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts werden insbesondere in den USA Forschungen zum männlichen Geschlecht unter dem Titel „men's studies“ gefördert und finden ihren Niederschlag in soziologischen, sozialpsychologischen und -historischen Studien sowie einer populärwissenschaftlichen Ratgeberliteratur, die Männern Anregungen zur Entfaltung von männlicher Identität vermittelt. Namen wie Warren Farrell, Herb Goldberg, Harry Brod, Daniel Lewinsohn, George Mosse, Joseph Pleck und Robert Connell¹ mögen als Autoren sowohl für Publikationen mit sozialwissenschaftlichem Gehalt als auch für populärwissenschaftliche Veröffentlichungen stehen.

Im deutschsprachigen Raum erschien in den letzten Jahren ebenfalls eine Reihe von Veröffentlichungen zur Männlichkeit sowie der Sozialisation von Jungen und Männern. Seit den 70er und 80er Jahren kann zwar kein Boom, aber zumindest eine kontinuierliche Beschäftigung mit der Problematik der männlichen Identität sowie männlich-hierarchischer und männlich-hegemonialer Strukturen in Gesellschaft und Zweierbeziehungen konstatiert werden. Zu den bekannteren Vertretern der Forschung zum männlichen Geschlecht im deutschsprachigen Raum gehören: Walter Hollstein, Volker Elis Pilgrim, Gerhard Vinnai, Klaus Theweleit, Reinhard Winter, Lothar Böhnisch, Helmut Barz, Joachim Bodamer, Wilfried Wieck, Holger Brandes und Michael Meuser. Ein eigenständiger interdisziplinärer Forschungszweig, der dem Anspruch der Geschlechterforschung als Forschung zu Frauen und Männern gleichermaßen gerecht werden würde, konnte sich jedoch bisher noch nicht etablieren. Auf die Marginalität von Männerforschung als „interdisziplinäre Forschung über Männer als Geschlechtswesen, über männliche Lebenswelten“, über Männlichkeiten in unterschiedlichen historischen, kulturellen und sozialen Kontexten sowie „über die Konsequenzen männlicher Dominanz“ in Deutschland wird explizit auch von Brandes verwiesen (vgl. Brandes 2002). Die sich inzwischen in Deutschland gründende Geschlechterforschung thematisiert, und dies ist sicherlich auch dem historischen Umstand geschuldet, dass die natur- und sozialwissenschaftliche Forschung weitgehend von Männern dominiert wird, bis heute überwiegend die Geschlechtsidentität von Frauen sowie das geschlechtshierarchische Gefälle zwischen Männern und Frauen aus der Perspektive von Forscherinnen.

Die vorhandene Literaturlage zur Männlichkeit als gesellschaftliches Strukturprinzip und zur männlichen Geschlechtsidentität offenbart aber auch drei zentrale Problemfelder, aus denen heraus sich eine umfassende Forschung zum männlichen Geschlecht begründen lässt:

(1) Trotz diagnostizierter geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung und einer offenkundigen Benachteiligung von Mädchen und Frauen kann

1 Mosse, Georg (1996): *The Image of Man*; Connell, Robert W. (1987): *Gender and Power*; Connell, Robert W. (1995): *Masculinities*; Farrell, Warren (1993): *The Myth of Male Power. Why Men are The Disposable Sex*; Goldberg, Herb (1986): *Man(n) bleibt Mann*; Levinsohn, Daniel J. (1978): *The Seasons of a Man's Life*; Pleck, Joseph H. (1981): *The Myth of Masculinity*.

nicht automatisch von einer Bevorteilung von Jungen und Männern ausgegangen werden. Deutlich wird dies insbesondere an den Problemen, die Jungen und Männer haben und machen. Körperliche Gewalt, Ausländerfeindlichkeit, öffentliche Abwertung und Erniedrigung von Frauen und anderen Männern, Krawalle, gewaltnahe Subkulturen, psychosomatische Erkrankungen und soziale Problemlagen (Alkoholismus, Obdachlosigkeit, Beziehungsprobleme) verweisen auf bisher kaum thematisierte Konfliktlinien von Männern mit ihrer eigenen Geschlechtsidentität sowie das Unvermögen von Männern, Krisensituationen und Konflikte produktiv zu bewältigen (vgl. Friebe 1991; Möller 1997; Winter/Neubauer 1998; Goldberg 1986; Böhnisch/Funk 2003).

Die Zahlen im Gewaltbereich sprechen für sich: Gewaltbefürwortung und -handeln ist überwiegend männlich. Eine maskuline Dominanz ist sowohl auf der Ebene der Gewalt befürwortenden Einstellungen als auch in Bereichen tatsächlicher (körperlicher) Gewalttätigkeit nicht zu übersehen. Auf den Zusammenhang von Gewalt und Geschlecht hat Möller in dem Buch „Nur Macho und Macher?“ hingewiesen. Er stellte heraus, dass Jungen durch auffälliges soziales Verhalten – schon beginnend im Kindesalter – sich der Aufmerksamkeit der Sozialisationsinstanzen (Kita, Schule), der Öffentlichkeit und auch der Sozialarbeit gewiss sein können. Als konkrete Beispiele führt er hierfür (a) die Mitgliedschaft in gewalttätigen und gewaltnahen Subkulturen (Skinheads), die überwiegend der männlichen Bevölkerungsgruppe angehören, sowie (b) die Randalen am Rande von Fußballspielen, die zu rund 90% von Jungen und jungen Männern initiiert werden, an. Auch in der Kriminalstatistik widerspiegeln sich, dass strafbare Handlungen überwiegend von jungen Männern begangen werden (vgl. Möller 1997).

(2) Zum 2. wird durch mehrere Studien inzwischen bestätigt, dass Jungen und Männer durch ihr externalisiertes Handeln und ihre Berufszentriertheit stärker als Mädchen/Frauen von bestimmten Krankheiten betroffen sind und eine höhere Mortalitätsrate aufweisen (vgl. Farrell 1993; Goldberg 1986). In der Studie „Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen“ (1998) analysiert Kolip Krankheiten von Jungen und Mädchen sowie Frauen und Männern. Jungen sind nach dieser Studie ab dem 6./7. Lebensjahr zwar durchschnittlich weniger krank als Mädchen (nach Ausweis der ärztlichen Behandlung), zugleich jedoch in der Adoleszenz bei Sportunfällen überdurchschnittlich präsent und weisen eine

höhere Todesrate im Verkehrsgeschehen, unter anderem unter Alkoholeinfluss auf. Von Kolip wird dies in den Kontext geschlechtsspezifischer Sozialisation gebracht, wobei sie von der Annahme ausgeht, dass exzessiver Alkoholkonsum sowie riskantes Verhalten in Alltag und Sport eng mit dem männlichen Prinzip der Externalisierung korrelieren. Darüber hinaus werden männliches Risikoverhalten und Externalisierung wesentlich von der psychischen Befindlichkeit von Jungen und Männern bestimmt, was Böhnisch unter den Begriff „Bewältigungshandeln“ fasst (vgl. Böhnisch 2001). Stress, Unzufriedenheit mit der persönlichen als auch beruflichen Situation sowie fehlende Beziehungsstrukturen sind die Konfliktsituationen von Männern, die mit expressiven Handlungsangeboten bewältigt werden. Schnack/Neutzling haben in ihrem Buch „Kleine Helden in Not“ (1990) auf den Umstand der seelischen und körperlichen Erkrankungen von Jungen hingewiesen und kamen zu dem Ergebnis, dass Jungen viel häufiger „krank“ sind als Mädchen (Diabetes, intellektuelle Minderentwicklung, Störungen des ZNS; Hörbehinderungen, Blutkrankheiten, Erkrankung der Atem- und Verdauungsorgane, Fehlbildungen und Erkrankung der Geschlechtsorgane). Auch bei psychischen und psychosomatischen Störungen ist die Erkrankungsrate bei Jungen bei bestimmten Krankheitssymptomen höher als die der Mädchen (Hyperaktives Syndrom, Stottern, Bettnässen, Einkoten, Zwangsvorstellungen, Asthma bronchiale, Geschwüererkrankungen des Magens und des Zwölffingerdarms).

Zugleich haben nach Kolip die im Prozess der männlichen Sozialisation habitualisierten Verhaltens- und Handlungsmuster, zum Beispiel das Denken in den Kategorien von Konkurrenz und Durchsetzungsvermögen, auch Konsequenzen für die Berufstätigkeit von Männern (vgl. Kolip 1998).² Männer im Berufsalter nehmen – so zeigen Studien zum Zusammenhang von Geschlecht und Gesundheit – weniger ärztliche Hilfe in Anspruch als Frauen, Beratungs- und Therapieangebote werden von

2 Goldberg charakterisiert den männlichen Verhaltenskodex aus der Perspektive des Therapeuten so: „Das Unterdrücken der Gefühle, das Leugnen jeglicher Verletzlichkeit, das zwanghafte Konkurrenzdenken, die Angst vorm Verlieren, die Scheu vor der – unsexuellen – körperlichen Berührung oder anderen Äußerungen der Sinne, die starre Intellektualisierung und das allgemeine Fehlen von Spontaneität, von unkalkuliertem, spielerischem Verhalten trägt dazu bei, dass meistens die Interaktion in einer Gruppe von Männern begrenzt und unbefriedigend ist“ (Goldberg 1986, 17).

Männern kaum wahrgenommen. In beiden Fällen wäre dies mit einem Verlust an Ansehen in der Öffentlichkeit und einer Infragestellung der eigenen Männlichkeit verbunden (vgl. Dehoff/Forrest 1987; Felder/Brähler 1992; Goldberg 1996; Klotz 1998). Für Kolip heißt dies aber nicht, dass Männer nicht weniger krank sind als Frauen, zumal Männer in bestimmten berufsbedingten Krankheitsfeldern (Herzinfarkte, Herz-Kreislaufkrankungen etc.) deutlich überrepräsentiert sind (vgl. Klotz/Hurrelmann/Eickenberg 1998). Bründel und Hurrelmann kommen zu dem Schluss, dass Männer im Erwerbsalter „Raubbau mit ihrem Körper“ (Bründel/Hurrelmann 1999, 111) betreiben. Die Autoren beziehen sich dabei auf das Verhalten von jungen Männern im Bereich des Sports, des Drogenkonsums und der „männlichen Krankheiten“ (Bründel/Hurrelmann 1999). Zudem achten Männer nach Erkenntnis von Bründel/Hurrelmann weniger als Frauen auf „erste Symptome einer Krankheit“ (ebd., 131), was zentral mit habitualisierten sozialen Verhaltensmustern und der Berufsfixierung von Männern in Zusammenhang gebracht wird.

(3) Zum 3. macht die Literaturlage zu Männlichkeit als Strukturprinzip und männlicher Geschlechtsidentität auf den Umstand aufmerksam, dass die sukzessiven Veränderungen der traditionellen Geschlechterrollen gerade die Männer mit der Tatsache konfrontiert, dass ihre bisher unhinterfragte Machtposition gegenüber Frauen und anderen Männern, ihre Dominanz in der Gesellschaft, ihre Berufszentriertheit sowie ihre eigene konventionelle Sozialisation zunehmend in Frage gestellt wird (vgl. Farrell 1993; Meuser 1998). Der Mann als Kulturschöpfer und -gestalter hat sich auf einmal mit den Folgen „seiner“ Kulturschöpfung bewusst auseinander zu setzen und sieht sich selbstbewussten (Ehe-)Frauen gegenüber. Von der Frauenbewegung und Umweltinitiativen werden die Vertreter des männlichen Geschlechts immer intensiver auf den Umstand aufmerksam gemacht, dass nur durch Unterdrückung anderer und männliche Gewaltanwendung (u.a. in Kriegen und bewaffneten Konflikten) die kulturellen Leistungen erreicht werden konnten. Zugleich wird gegen die Männer der Vorwurf erhoben, Kinder und Frauen zu missbrauchen, die Natur ökologisch zu zerstören und die Welt an den Abgrund einer atomaren Katastrophe gebracht zu haben.

Aus dem Helden der Kulturentwicklung ist hierdurch inzwischen ein für seine Handlungen kritisierte(r) Vertreter des männlichen Geschlechts geworden, der sich mithin seiner traditionellen männlichen Geschlechtsidentität nicht mehr sicher sein kann und zugleich seine männliche Ge-

schlechtsidentität ausschließlich in einem negativen Licht dargestellt sieht (vgl. Farrell 1993). Diese Entwicklung wird zugleich von einem verstärkten Selbstbewusstsein von Frauen in der Öffentlichkeit und in der Privatsphäre begleitet. Frauen übernehmen zunehmend in der Verwaltung, im Showbusiness, in der Kunst und Literatur, den Banken und der Politik Aufgaben und Funktionen, die Männer bisher selbstverständlich innehatten und die auch dazu dienten, dass Männer ihrer Versorgungsaufgabe in der Familie nachkommen konnten. Mithin stehen Frauen und Männer heute vor der Aufgabe, ihre eigene Geschlechtsrolle neu zu konstruieren. Die Bahnbrecherfunktion, die Frauen hierbei übernahmen und die mit dem Begriff Emanzipation von Frauen umfasst wird und das Streben von Frauen nach Selbstständigkeit, Selbstwert, eigener Lebensgestaltung und ökonomischer Unabhängigkeit beinhaltet, zwingt im gleichen Atemzug die Männer, ihre eigene konventionelle Geschlechtsrolle zu hinterfragen. Zugleich ist dies für die Männer mit der Problematik verbunden, zuallererst eine defensive Haltung – und nicht einen selbstbewussten aktiven Part – einzunehmen, dass Männlichkeit heutzutage überwiegend negativ besetzt ist (vgl. Farrell 1993; Hollstein 1999). Männliche Gesellschaftsstrukturen und jeder einzelne Mann werden für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung verantwortlich gemacht, eine positive Sicht auf Elemente des individuellen Mannseins und männlicher Strukturen wird kaum zugelassen. Sind es doch Männer, die durch die Abspaltung von „weiblichen“ Eigenschaften die gesellschaftliche Entwicklung in eine Richtung vorangetrieben haben, die die männliche Vorherrschaft nur mittels Konkurrenzkampf, Leistungsorientierung, Rationalität und äußeren Normen aufrecht erhalten konnte. Männer spalteten also in der Geschichte männlicher Vorherrschaft jene Qualitäten ab, die ihrem immer härteren Kampf um die Beherrschung von Natur und Welt nicht förderlich erschienen: Gefühl, Verletzlichkeit, Hingabe, Fürsorge, Affektiertheit sowie Abhängigkeit, und delegierten diese Eigenschaften an die Frauen, da die Männer die Eigenschaften zwar nicht selbst verwirklichen wollten, aber ohne sie auch nicht leben konnten.

Dies wird durch veränderte gesellschaftliche, ökonomische, soziale und politische Bedingungen und die Forderungen von Seiten der Frauenbewegung zunehmend in Frage gestellt. Dafür sind im Wesentlichen drei Entwicklungen verantwortlich zu machen:

(1) Die berufliche Arbeit als primärer Ort männlicher Leistung und Konkurrenz verliert im Leben des einzelnen Mannes qualitativ und quantitativ an Bedeutung, was zugleich mit dem Verlust der Ernährerfunktion für die Familie und des individuellen Lebensinhaltes einhergeht (Meuser 1998).³

(2) Durch die Übernahme von Berufsfeldern durch Frauen verlieren die Männer ihre Machtpositionen in Gesellschaft, Wirtschaft und Familie. Karriere in bisher ausschließlich von Männern besetzten Berufen können inzwischen auch Frauen machen, Frauen sind zugleich nicht mehr in jedem Fall auf die finanzielle Absicherung durch Männer angewiesen (vgl. Farrell 1993).

(3) Die Perspektiven von traditionellen Männlichkeitsentwürfen verschlechtern sich in der Moderne, wie Statistiken und Studien zeigen. Indikatoren dafür sind u.a. die geringere Lebenserwartung von Männern gegenüber Frauen sowie die Zunahme von bestimmten Krankheiten bei Männern. Zugleich wird in Untersuchungen zunehmend ein männlicher Leidensdruck an der eigenen männlichen Geschlechtsrolle diagnostiziert, der mitunter durch expressive Handlungen und Verhaltensweisen sowie (selbst-)zerstörerisches Bewältigungshandeln kompensiert wird (vgl. Böhnisch/Winter 1993; Bründel/Hurrelmann 1999; Connell 1999; vgl. Brandes 2002).

Für die hier aufgezeigten Problemfelder von Männern, die aus kulturellen, ökonomischen, sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen resultieren und sich in Gewaltverhalten, in Versuchen der Rückgewinnung der traditionellen männlichen Geschlechtsidentität oder einer zielgerichteten Suche nach einem neuen Junge-/Mannsein – sprich einer bewussten Auseinandersetzung mit der konventionellen männlichen Geschlechtsrolle – äußern können, sind also eng gekoppelt an die Schwierigkeit der Konstruktion von Geschlechtsidentität einer immer noch geschlechtshierarchisch strukturierten Gesellschaft, wobei die „männlich-hierarchischen“ Strukturen sich zu einem Strukturprinzip gewandelt haben, welches auch von Frauen verwirklicht werden kann. Böhnisch führt hierfür den Begriff des „Strukturprinzips der Externalisierung“ ein. „Erst mit dem Externa-

3 Zur Bedeutung des Erwachsenenalters beim Mann für die berufliche Entwicklung und das „Sesshaftwerden“ als normale Entwicklungsaufgabe hat Levinsohn in einer Studie aus den 70er Jahren verwiesen (vgl. Levinsohn 1978).

lisierungsparadigma können wir erklären, warum und wie „männliche Prinzipien“ sich vom Subjekt und von der sozialen Kategorie Mann ablösen und systemisch weiterentwickeln und warum auch Frauen zunehmend an dieser hegemonialen Männlichkeit nicht nur partizipieren, sondern sie auch für sich nutzen und umwidmen können“ (Böhnisch 2001, 94).

Eine Interpretation der von mir erwähnten Problemfelder des Aufwachsens und der geschlechtlichen Identität von Jungen und Männern kann sich dabei heute nicht mehr nur auf eine einzelwissenschaftliche Erklärung stützen. Vielmehr sind die unterschiedlichen Perspektiven, die biologische, ethnologische, kulturanthropologische, psychologische, historisch-soziologische und sozialisationstheoretische Paradigmen bieten, in die Deutung der Herausbildung einer männlichen Geschlechtsidentität zu integrieren. Im Mittelpunkt der Erörterung sollten dabei aus meiner Sicht folgende Fragen stehen: Wie und wodurch reproduziert sich Männlichkeit? Und wie kann die traditionelle männliche Geschlechtsidentität durch Männer selbst positiv überwunden/bewältigt werden.⁴

2. ZUR ENTKOPPELUNG VON INDIVIDUELLEM MANNSEIN UND MÄNNLICHEN STRUKTUREN

David Gilmore beschrieb 1991 in seinem Buch „Mythos Mann“ ausdrucksvoll, dass in Gesellschaften mit männlicher Vorherrschaft die Männlichkeitstraditionen, die Tugenden wie Selbstbehauptungswillen, Widerständigkeit, Stärke, Härte und Durchsetzungsfähigkeit mehr oder weniger offen in Maskulinitätsmustern wie Schmerzresistenz, Trotzigkeit, protzigem und rücksichtslosem Körpereinsatz, Desensibilisierung und Rigorosität offeriert werden (vgl. auch Theweleit 1977; vgl. Mosse 1997; vgl. Farrell 1993). Die Auflistung dieser Eigenschaften lässt mich jedoch auch der Frage ansichtig werden, ob dies nur auf Gesellschaften zutrifft, die nicht den so genannten modernen kulturellen Standards ge-

4 In der Literatur geht man bei der Analyse von Geschlechterdifferenz und der Herausbildung von weiblicher und männlicher Geschlechtsidentität in den unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen davon aus, dass beide das Resultat eines phylo- und soziogenetischen Differenzierungsprozesses sind (vgl. Butler 1990; Badinter 1993; Meyer 1993; Gottschalch 1991; Minssen/Müller 1995).

recht werden. Sind nicht vielmehr auch in der abendländischen Kultur Tugenden wie Durchsetzungsvermögen, Kampf um die knappen Ressourcen, Leistungsstreben und -druck, Körperbeherrschung, Schmerzresistenz und rationales Handeln gefragt?

Die von Gilmore beschriebenen Männlichkeitsfunktionen zielen nach seiner Ansicht in den traditionellen Gesellschaften auf drei Aufgabebereiche: die Zeugung von Kindern, die Versorgung der Familie und deren Schutz. Die in diesem Funktionszusammenhang zu identifizierende Demonstration von Maskulinität erfolgt danach vor allem über extrovertiertes Handeln und Verhalten von Männern: die Zurschaustellung von Kampfeswillen und -mut, die Betonung von „echten Männerfreundschaften“, die sich vor allem durch eine bedingungslose Verlässlichkeit sowie die Akzentuierung von heterosexueller Potenz auszeichnen. Männlichkeit ist dabei ein dem einzelnen Mann nicht natürlich gegebener Faktor, sondern muss in Gruppenprozessen und männlichen Beziehungskonstellationen durch den Einzelnen gegenüber anderen nachgewiesen und immer wieder erneuert werden.

Traditionelle Männlichkeit zu erarbeiten, kann somit als lebenslanger Lernprozess verstanden werden, der permanente Kampf um die eigene männliche Geschlechtsidentität verdeutlicht dabei auch die Zwänge und Problematiken, mit denen Jungen/Männer in ihrer eigenen Sozialisation konfrontiert werden. Zugleich, und dies ergibt sich fast logisch aus den hier aufgezeigten männlichen Tugenden, muss von der Tatsache ausgegangen werden, dass die gesellschaftliche Männervorherrschaft nicht eine Privilegierung aller Männer einschließt. Vielmehr – und hierauf haben Böhnisch/Winter und Connell verwiesen, werden weniger durchsetzungsfähigere Männer, Männer aus anderen Kulturen, homosexuelle Männer und männliche Jugendliche abgewertet (Böhnisch/Winter 1993; vgl. Connell 1987; 1999). Böhnisch/Winter konstatieren aus dieser Erkenntnis heraus, dass dem Sachverhalt der Unterdrückung von Männern durch andere Männer die Patriarchatskritik der modernen Frauenbewegung nicht gerecht wird. Robert Connell hat den Aspekt der Unterdrückung von Frauen und Männern durch Männer dahingehend begrifflich fixiert, dass er von hegemonialen Männlichkeiten spricht und auch andere Männlichkeiten zulässt, die nicht durch ein Macht- und Herrschaftsverhältnis zwischen Frau und Mann geprägt sind. Connell zeigt einerseits Männlichkeit als Vereinheitlichung der individuellen Unterschiede zwischen Angehörigen des männlichen Geschlechts nach

den Vorgaben konventioneller Männlichkeit (Heterosexualität, Rationalitätsorientierung, Entscheidungsmacht in Institutionen und Strukturen) auf und plädiert andererseits vehement dafür, Männlichkeit stets im Plural zu denken. Diese Sichtweise ermöglicht es Connell auch, die modernen Vergesellschaftungsformen von Individuen sowie die von Ulrich Beck beschriebenen Prozesse der Pluralisierung und Individualisierung in sein Modell zu integrieren und zu der Erkenntnis zu gelangen, dass im 20. Jahrhundert im euroamerikanischen Raum die hegemonialen Formen von Männlichkeit Wandlungsprozessen unterworfen sind. Das bereits mehrmals von mir erwähnte Buch „Männliche Sozialisation“ von Böhnisch/Winter versucht, ein sozialisationstheoretisches Konzept zu entwickeln, welches einerseits hegemoniale Männlichkeit und andererseits unter Bezugnahme auf Gottschalch/Gruen psychogenetische und soziogenetische Dimensionen des Mannseins aufschließt. Da Männern häufig der Kontakt zum eigenen „Selbst ...“, das auf den Zugang zu eigenen Gefühlen und Bedürfnissen gründet“, fehle, geraten diese in den Sog von Abstraktion und Externalisierung. Nach Böhnisch/Winter lassen sich sechs emotionale Bewältigungsstrategien von Jungen/Männern als Grundmuster männlicher Sozialisation erkennen:

- (1) Externalisierung als die Verlagerung von Wahrnehmung und Handeln nach außen verbunden mit einem Mangel an Bezogenheit zum Selbst;
- (2) Gewalt als Unterdrückungsmechanismus eigener positiver Emotionalität;
- (3) Stummheit der Männer, die die Unfähigkeit, Kontakt „nach innen“ zu finden, ausdrückt;
- (4) das Ideal des Alleinseins, in dem der Anspruch auf Eigenständigkeit und die Realität innerer Einsamkeit zusammenfließen;
- (5) Körperferne als Nichtwahrnehmung und Funktionalisierung des eigenen und des fremden Körpers, die zur Intimvermeidung führt;
- (6) Rationalität als entemotionalisierende Dominanz von Logik und Machbarkeit; Kontrolle der eigenen Gefühle, der Beziehungen und der Umwelt (vgl. Böhnisch/Winter 1993).

Zugleich verweist Böhnisch an anderer Stelle auf sieben Verdeckungs-zusammenhänge, die das Geschlechterverhältnis nicht unwesentlich mitbestimmen:

- (1) die Verknüpfung von Gewalt und Bedürftigkeit bei männlichem Bewältigungshandeln;
- (2) die Verminderung beziehungsweise Verhinderung des Zugangs zum eigenen Inneren bei den Männern (männliche Geschlechteridentität; Externalisierung; Funktionieren müssen), Prinzip der Kontrolle (der eigenen Gefühle), der Rationalisierung (sich einer Sachlogik intellektuell oder hierarchisch zu unterwerfen = Entemotionalisierung);
- (3) die „naturmythische“ Angst des Mannes vor der Frau (als kulturanthropologisches Phänomen) = Frauen verfügen über Kräfte und Potenzen, die sich dem Mann entziehen (qua Geschlecht), die sich ihm nicht rational erschließen können und für ihn nicht erklärbar sind; Konsequenz ist die Naturalisierung der Frau (Mutterschaft = Sorgerecht) und die Abwertung des Weiblichen bei gleichzeitiger Idealisierung (Idolisierung) des Männlichen;
- (4) die Mutter-Sohn-Konstellation in der modernen „vaterlosen Gesellschaft“ (Mitscherlich 1963) einerseits und familiales Miniaturmatriarchat andererseits; Ablösungs-/Bindungsprozesse von Mutter und Sohn wirken in allen Beziehungen weiter (Magnetfeld Frau-Mann-Beziehung); moderne Familienkonstellation: Überhöhung der Bedeutung der Familie/der Partnerschaft als Ort des emotionalen Rückhalts, der Zuwendung, der Geborgenheit;
- (5) Männerbünde: peer-groups mit Männlichkeitsritualen (Angst vor den eigenen Gefühlen, Sexprotzereien) = Ansätze von Männerbündelei (Absonderung in exklusive und abgeschirmte Gruppen/Orte; Kultivierung von männlichen Ritualen, Leugnung der schöpferischen Kraft von Frauen, Zelebrierung von Härte und Verantwortung, Überbetonung der schöpferischen Rolle von Männern, Ablehnung von Gleichgeschlechtlichkeit bei Männern);
- (6) weibliche Alltagsstereotype von Männlichkeit; Entschuldigung von männlichen Handlungsmustern und Einstellungen als „nicht bedrohliche Marotten gezähmter Männer“: gestörtes Inneres, fehlender Selbstbezug, Externalisierung (welche zugleich durch die Frauen beherrschbar sei);
- (7) Männer: die „Geschlechtslosen“ in der Werbung und im Konsum, was ihnen zugleich die Chance eröffnet, sowohl teilzuhaben „beim Anderen-Mannsein“ als auch bei der Aufrechterhaltung männlicher Stereotype (Böhnisch 2001, 73ff.).

Folgt man dem von Böhnisch und Winter konzipierten Modell männlicher Sozialisation, so ist es für die biografisch individuelle Bewältigung des Mannseins beziehungsweise die Suche nach einer „gelingenden“ männlichen Identität nicht unerheblich, sich der psychogenetischen und soziogenetischen Dimension von Männlichkeit bewusst zu sein sowie nach Möglichkeiten zu suchen, um zu einer Entkoppelung von hegemonialer Männlichkeit und individuellem Mannsein zu gelangen. Böhnisch/Winter gehen hierbei von der Tatsache aus, dass der Prozess der biografischen Bewältigung des Mannseins von einem „geschlechtsempathischen Diskurs“ begleitet werden sollte. In der unmittelbaren praktischen Arbeit mit Jungen und Männern sollte dies vor allem die Entwicklung von Vorstellungen von einem anderen Mannsein beinhalten. Jungen- und Männerarbeit, ob nun im Bereich der Jugendarbeit oder der Beratung von Jungen, Männern und Vätern, muss also immer die Beschäftigung mit männlicher Geschlechtsidentität sein, da eine individuelle Identität ohne Geschlechtsidentität aus meiner Sicht nicht denkbar ist. Die sozial reproduzierten traditionellen Geschlechtsrollenbilder sollten hierbei in die Analyse des individuellen Mannseins und der Entwicklung der eigenen Identität einbezogen werden, weil sie trotz aller gegenteiliger Beteuerungen – wie auch die mediale Inszenierung von traditionellen Männlichkeitsmustern (Werbung, Verherrlichung der Lösung von Konflikten mittels kriegerischer Auseinandersetzung) unter Beweis stellt –, immer noch zu den unhinterfragten Bestandteilen von Männlichkeit gehören. Die tradierten Mechanismen scheinen derart tief verwurzelt zu sein, dass sie bis heute zu nichtthematisierbaren Bestandteilen von Männlichkeitsbeweisen gehören und zu quasi-biologischen Konstanten geronnen sind.

Gerade das gewachsene Interesse der Printmedien am Mann müsste Vertreter eines anderen Mannseins beziehungsweise einer „gelingenden männlichen Identität“ stutzig machen. Männlichkeit und individuelles Mannsein scheinen, so suggerieren Magazine wie „Psychologie heute“, bereits eine tief greifende Wandlung vollzogen zu haben. Indem „Psychologie heute“ in seiner Novemberausgabe 1999 mit dem Aufmacher „Die neuen Männer-Typen – Wie sich das ‚starke Geschlecht‘ verändert hat“, erscheint, müssen wir von der Annahme ausgehen, dass die Veränderung der Männer – weg von den traditionellen Geschlechtsrollenstereotypen – hin zum neuen Mann bereits unser alltägliches Leben durchdringt und vorwiegend neue Männer das Geschlechterverhältnis

und die Geschlechterbeziehungen bestimmen (vgl. Psychologie heute 11/1999).

Jedoch zeigten das von mir wissenschaftlich begleitete Praxismodell „Therapeutisches Jungenwohnen“ sowie offene Angebote für Jungen im Jugendhilfebereich, dass traditionelle Männlichkeitsmuster immer noch weit verbreitet sind sowie dass für Jungen und Männer kaum Räume offen stehen, in denen sie sich mit traditioneller Männlichkeit auseinandersetzen und alternative Männlichkeiten ausprobieren können. Erziehung und Sozialisation zu einem anderen Mannsein sollte Jungen und Männern zugleich – so Erfahrungen aus den verschiedensten Projekten – die Möglichkeit bieten, sich mit Vorbildern zu identifizieren (Einbringen der eigenen Person). Dabei sollte in geschlechtshomogenen Räumen die Chance bestehen, das eigene Junge- und Mannsein dahingehend zu erweitern, dass auch Gefühle und Schwächen zugelassen werden können, Lebensentwürfe fernab der Arbeitsorientierung ausprobiert werden können sowie Männlichkeit beziehungsweise Mannsein auch positiv gesehen werden kann.

LITERATUR

- Bly, Robert (1991): *Eisenhans. Ein Buch über Männer*. München
- Böhnisch, Lothar (2001): *Männlichkeiten und Geschlechterbeziehungen – Ein männertheoretischer Durchgang*, in: Brückner, Margrit/Böhnisch, Lothar (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse. Gesellschaftliche Konstruktionen und Perspektiven ihrer Veränderung*. Weinheim/München
- Böhnisch, Lothar/Funk, Heide (2003): *Soziale Arbeit und Geschlecht*. Weinheim/München
- Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993): *Männliche Sozialisation*. Weinheim
- Bürger, Joachim H. (1991): *Mann leb dich aus! Über das große Vergnügen, ein echter Mann zu bleiben*. München
- Connell, Robert W. (1999): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*. Opladen
- Connell, Robert W. (1987): *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*. Cambridge
- Connell, Robert W. (1995): *Masculinities*. Cambridge
- Dehoff, J. B./Forrest, K. A. (1987): *Die Gesundheit des Mannes*, in: Swanson, J./Forrest, K. A. (Hrsg.): *Die Sexualität des Mannes*. Köln
- Farrell, Warren (1993): *The Myth of Male Power. Why Men are The Disposable Sex*. New York

- Felder, H./Brähler, E. (1992): Weiblichkeit, Männlichkeit und Gesundheit. Opladen
- Friebel, Harry (1991): Die Gewalt, die Männer macht. Lese- und Handbuch zur Geschlechterfrage. Reinbek
- Gilmore, David (1991): Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. München
- Goldberg, Herb (1986): Man(n) bleibt Mann. Möglichkeiten und Grenzen der Veränderung. Reinbek
- Hollstein, Walter (1999): Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden. Göttingen
- Keen, Sam (1992): Feuer im Bauch. Über das Mann-Sein. Hamburg
- Klotz, Th./Hurrelmann, K./Eickenberg, H. U. (1998): Der frühe Tod des starken Geschlechts, in: Deutsches Ärzteblatt 95; 9. 1998
- Kolip, Petra (1997): Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Opladen
- Levinsohn, Daniel J. (1978): The Seasons of a Man's Life. New York
- Möller, Kurt (Hrsg.) (1997): Nur Macho und Macher? Geschlechtsreflektierende Jungen- und Männerarbeit. Weinheim/München
- Mosse, Georg L. (1997): Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit. Frankfurt a. M. (Original: Mosse, Georg L.: The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity. New York 1996)
- Pleck, Joseph H. (1981): The Myth of Masculinity. Cambridge (Mass.)
- Schnack, Dieter/Neutzling, Reiner (1990): Kleine Helden in Not – Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Reinbek
- Stern, Felix (1991): Und wer befreit die Männer? Frankfurt a. M./Berlin
- Winter, Reinhard/Neubauer, Gunter (1998): Kompetent, authentisch und normal? Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen. Köln

Quelle: Stecklina, Gerd (2003): Männliche Geschlechtsidentität und Männerbewegung, in: Institut für Geschlechterstudien, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften, FH Köln (Hrsg.): Stabile Geschlechterverhältnisse in gesellschaftlichen Wandlungsprozessen. Tagungsdokumentation Symposium 5. Dezember 2002. Köln. Auszüge: S. 19ff.

7. Alter und Geschlecht

Alte Menschen sind eine der größten und bedeutendsten Zielgruppen sozialer Arbeit. Die Alterssoziologie stellt eine Fülle von empirischen Daten und Fakten zu den Lebenslagen alter Menschen, aber auch theoretische Zugänge zur gesellschaftlichen Bedeutung und zum besseren Verständnis des Alters als Lebensphase zur Verfügung. Auch hier zeigt sich wieder, dass die Geschlechtszugehörigkeit erheblichen Einfluss auf die Lebenslage im Alter und die subjektive Bedeutung des Altseins hat.

7.1 UNTERSCHIEDLICHE VERSTÄNDNISSE VON „ALTER“

„Alter“ ist, ähnlich wie Geschlecht, zunächst einmal ein biologischer Tatbestand. Aber genau wie die Geschlechtszugehörigkeit erhält auch das Alter einer Person seine Bedeutung erst durch Interpretation und durch seine Verknüpfung mit sozialen Rollen. Unterschieden werden: das kalendarische Alter, das sich an der Anzahl der Lebensjahre bemisst; das biologische Alter, das sich auf die Reproduktionsfähigkeit und auf die physische Leistungsfähigkeit bezieht; das psychische Alter, das den emotionalen Entwicklungsgrad, die kognitiven Fähigkeiten, aber auch die Phänomene der Selbst- und Fremdwahrnehmung umfasst; und schließlich das soziale Alter, das sich auf die an ein bestimmtes Alter geknüpften sozialen Rollen bezieht (vgl. Kohli 1998; Mogge-Grotjahn 2002a).

In einfach strukturierten Gesellschaften können die Merkmale Geschlecht und Alter ausreichen, um jedem Mitglied der Gesellschaft seinen sozialen „Ort“ zuzuweisen und für Orientierung im alltäglichen Handeln und Verhalten zu sorgen. Jede und jeder weiß dann, wie sie oder er sich als weibliches oder männliches Kind, als erwachsene Frau oder erwachsener Mann, als alte Frau oder alter Mann verhalten kann und muss. Dabei spielt das biologische Alter in vormodernen Gesellschaften eine weit größere Rolle für die Rechte und Pflichten sowie den gesellschaftlichen Status eines Individuums als das kalendarische Alter. Beispielsweise werden in manchen Gesellschaften kinderlose Frauen und Männer auch dann nicht der gesellschaftlichen Gruppe der Alten